udwig Uhland

Eine Biographie



Dem deutschen Volke erzählt
von

Dr. Ludwig Salomon

Verfasser der „Geschichte der deutschen National-Litteratur des 19. Jahrhunderts".

Preis 30 Pfennig

Stuttgart
Verlag von Levy & Müller
1887.

Ludwig Uhland.

Eine Biographie

dem deutschen Volke erzählt

von

Dr. Ludwig Salomon.

(Aus des Verfassers „Geschichte der deutschen Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts“.)

Stuttgart.
Verlag von Levy & Müller.
1887.

Hoffmann'sche Buchdruckerei, Stuttgart.



Aus dem Schwabenlande*) ist von jeher manch' frischer, herzerquickender Sang in die deutschen Gauen geklungen; eine hervorragende Stelle haben die schwäbischen Poeten in unserer Litteratur jedoch erst eingenommen, als sie im zweiten und dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, in einer Zeit der Öde und Dürre, die berufenen Hüter und Pfleger der deutschen Dichtung wurden.

---

*) Die obige Initiale zeigt das Tübinger Schloß.

Die Mitglieder dieses schwäbischen Dichterkreises imponieren zwar nicht durch Großartigkeit, aber sie gewinnen durch Wahrheit, Schlichtheit und tiefe Innigkeit; sie besitzen einen offenen Sinn für das Natürliche und halten sich alle Zeit fern von der unklaren Phantasterei der Romantiker. Sämtlich sind sie von einer warmen Liebe zu ihrer Heimat erfüllt, und den Bergen und Burgen, den Wäldern und Fluren, den Helden ihrer Vorzeit, den Mädchen und Burschen ihrer Städte gelten daher auch die meisten ihrer Lieder. Ihre Wanderlust führt sie infolgedessen nur selten über die schwäbische Alb und den Schwarzwald hinaus, und immer kehren sie mit derselben treuen Anhänglichkeit in die heimatlichen Thäler zurück. So singt Uhland:

„Nie erschöpf' ich diese Wege,
Nie ergründ' ich dieses Thal,
Und die alt betret'nen Stege
Rühren neu mich jedesmal!
Öfters, wenn ich selbst mir sage,
Wie der Pfad doch einsam sei,
Streifen hier am lichten Tage
Teure Schatten mir vorbei."

Der Schwerpunkt ihrer litterarischen Bedeutung liegt daher in ihrer in die heimatlichen Farben getauchten Lyrik.

Hier, im Liede, in der Idylle, in der Ballade und Romanze, sind sämtliche Mitglieder des schwäbischen Dichterkreises Meister; besonders ihre Lieder gehören zu den besten, die wir besitzen. Sie sind nicht nur gemütvoll, edel und anmutig, sondern auch künstlerisch vollendet, da sämtliche Dichter sich an den Klassikern, besonders an Goethe und ihrem Landsmanne Schiller, bildeten. Dieses allen gemeinsame Streben nach künstlerischer Durchbildung verhütete es auch, daß sie zu Tagesschriftstellern herabsanken; sie blieben zeitlebens, was sie waren, echte Poeten.

Das Haupt der Schule und auch zugleich das populärste Mitglied derselben ist Ludwig Uhland, eine Ehrfurcht gebietende Gestalt, ein Dichter von reichem Talente. Uhland ging zwar von den Romantikern aus, war aber doch nur sehr kurze Zeit von der Welt dieser verhängnisvollen Zauberer erfüllt; sehr bald schon wußte er das Wahre von dem Falschen zu trennen und sich zu voller Selbständigkeit herauszubilden. Bereits in der ersten Hälfte seiner zwanziger Jahre war er ein durchweg eigenartiger Lyriker, der sein selbstgewähltes, bestimmtes Ziel fest im Auge hatte. „Mein Streben,“ schrieb er zu Anfang des Jahres 1812 an Otto Graf von der Löben, „geht dahin, mich immer tiefer in ursprünglich deutsche Art und Kunst einzuwurzeln,

der wir leider so lange entfremdet waren.“ Um dies zu erreichen, nahm er sich die ältere Poesie und unter dieser wieder die wahrhaft deutsche zum Vorbilde: das Nibelungenlied, das „Heldenbuch“ und das Volkslied. Er verfuhr aber nicht wie die Romantiker, die ja auch zum Volksliede zurückgriffen, dabei aber ihre Lehre von der sogenannten Universalpoesie zur Anwendung brachten und jenen Mischmasch von Wissenschaft, Religion und Poesie zu Tage förderten, der niemals volkstümlich werden konnte, sondern er hielt sich ganz frei von jeder philosophischen Klügelei und stellte sich ganz unmittelbar der Natur gegenüber. „Die Eigentümlichkeit seiner dichterischen Anschauung,“ sagt Otto Jahn, „beruht wesentlich in seinem lebendigen Sinn für die Natur. Diese wurde ihm zum Symbol der sittlichen Natur, er verlieh ihr das Leben seines eigenen Gemüts und machte die Landschaft, dem echten Maler gleich, zum Spiegel seiner dichterischen Stimmung. Wie aber die beseelte Landschaft die Merkzeichen menschlicher Existenz und die menschliche Gestalt als notwendige Ergänzung fordert, so belebt und individualisiert auch Uhland das Bild der Natur durch den Ausdruck menschlichen Seins und Handelns. Und hier macht sich nun seine Vorliebe für die Erinnerungen deutscher Vorzeit geltend: vorzugs-

weise sind es die Gestalten des deutschen Mittelalters, welche seine Landschaften bevölkern. Die Empfindungen, welche ausgesprochen werden, die Situationen, die Charaktere gehören nicht der Vergangenheit an, sie haben die ewige, jugendfrische Wahrheit aller echten Poesie, aber der Dichter sucht mit Recht diese einfachen Gestalten von allgemeiner Geltung dem gewöhnlichen Kreise der täglichen Erfahrung zu entheben, und um ihnen diesen täuschenden Farbenton zu geben, hüllt er sie in den Duft mittelalterlicher Reminiscenzen. Seine Kunst, die verschiedenen Elemente der gemütlichen Stimmung, des landschaftlichen Bildes und der mittelalterlichen Staffage zum Ganzen einer künstlerischen Komposition im knappsten Rahmen mit den einfachsten Mitteln zusammenzuschließen, ist bewunderungswürdig, und auf ihr beruht wesentlich der Reiz seiner vollendetsten und beliebtesten Gedichte.“ Aus dem innigen Zusammenleben mit der Natur und dem Volke entsprang auch sein Nationalgefühl, so daß seine politischen Gedichte ebenso schlicht und treuherzig, so ursprünglich und gerade sind, wie seine Lieder und Balladen. Nur seinen dramatischen Dichtungen konnte diese stille, schlichte Lebensführung nicht günstig sein, sie brachte ihm weder Anregung noch Lebensfülle genug für eine Tragödie; seinen

Dramen mangelt es infolgedessen auch an Leben und Bewegung.

Johann Ludwig Uhland wurde am 26. April 1787 als der Sohn des Universitätssekretärs Johann Friedrich Uhland zu Tübingen geboren und wuchs in geordneten, sittlichen Familienverhältnissen auf. Der Vater hielt streng auf die Würde des Hauses, und dieser Charakterzug ging auch auf den Sohn über. Der Knabe besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, und der Jüngling von 1805 bis 1808 die Universität derselben, um die Rechte zu studieren. Nach bestandener Prüfung wurde er Advokat und erwarb sich auch die Würde eines Doktors beider Rechte. Sein dichterisches Talent regte sich schon früh und reifte schnell; bereits in seinem zwanzigsten Lebensjahre schuf er Vollendetes. Infolgedessen bildete sich bald ein Kreis von Freunden und Verehrern um ihn, die ihn zu ihrem Vorbilde erhoben, das er auch dann zeitlebens geblieben ist. Bei seinem Streben, „sich immer tiefer in ursprüngliche deutsche Art und Kunst einzuwurzeln“, empfand er bereits in seinen Studienjahren „einen auffallenden Mangel an vaterländischer Mythologie“. „Der deutsche Dichter,“ schrieb er im November 1806 an Leo von Seckendorf, „findet so wenig alte Kunden seiner Nation, die sich der bildenden

Kunst ohne Sträuben hingeben und doch auf der andern Seite das tiefste Leben der Seele zur objektiven Erscheinung förderten. Die Geschichte kann diesen Mangel nicht ersetzen."

Doch er hoffte noch manche Quelle aufzufinden, alte Chroniken und Volksromane, besonders in den Bibliotheken von Paris, wo bereits Savigny, Jakob Grimm und Friedrich Schlegel reiche Schätze entdeckt hatten, und unternahm daher im Mai 1810 eine Reise nach der französischen Hauptstadt, von der er erst im Januar 1811 wieder zurückkehrte. Der Ertrag war zwar nicht der, den er erwartet hatte, aber doch immerhin ein reicher, so daß er den Plan faßte, ein größeres poetisches Werk unter dem Titel „Das Märchenbuch des Königs von Frankreich" zu schreiben. Es blieb jedoch bei dem Plan, da er sich nach seiner Rückkehr als Advokat zunächst in Tübingen und dann in Stuttgart niederließ und nun neben seinen Berufsgeschäften, denen er sich mit Gewissenhaftigkeit und Fleiß widmete, nicht Stimmung für eine poetische Arbeit von diesem Umfange finden konnte. Dagegen entstanden in jener Zeit seine besten Balladen und Romanzen und die meisten seiner kleinen Gedichte, jene Perlen der deutschen Lyrik, die heute köstliches Eigentum aller Deutschen

sind. Wir nennen nur „Die Kapelle", „Schäfers Sonntagslied", „Des Knaben Berglied", „Einkehr", „Seliger Tod", „Frühlingsglaube", „Frühlingsruhe", „Freie Kunst" (Singe, wem Gesang gegeben), „Abreise" (So hab' ich denn die Stadt verlassen), „Der Wirtin Töchterlein", „Der gute Kamerad", „Roland Schildträger", „Des Sängers Fluch", „Die verlorene Kirche". Als sie jedoch im Oktober 1814 zum erstenmale in einem Bändchen zu Stuttgart erschienen, machten sie auch nicht den geringsten Eindruck. „An das volltönende Pathos der Schillerschen Schule gewöhnt," schreibt Julian Schmidt, „konnte man sich in diese knappe, schlichte Art nicht finden . . . Es dauerte siebzehn Jahre, bis sie durchdrangen, bis man empfand, welch tiefer Schatz des Gemüts in diesen einfachen Rhythmen verborgen lag. Es war ja die alte ursprüngliche deutsche Weise, die von Walter von der Vogelweide durch Simon Dach, Christian Günther und das Wunderhorn bis zur Schwabenschule leitete. Aber damals klang sie ungewohnt, gerade weil sie nicht mehr, wie bei den Hellenisten und Romantikern, mit unklarer Sehnsucht in die Ferne drängte, sondern das liebe Heimatgefühl zu erregen suchte: sie führte in den Gottesfrieden des Hauses und der Familie ein." Vorwiegend sind diese Gedichte Bilder, die der Verfasser mit großer

Feinheit und Sauberkeit zeichnet, ohne jedoch das Einzelne genauer auszuführen, und über die er dann eine eigene Beleuchtung sich ergießen läßt, welche dem Bilde die Stimmung verleiht. „Droben stehet die Kapelle“, singt er (siehe unten) und malt nun aus, wie sie still ins Thal, auf die Wiese, die Quelle, den frohen Hirtenknaben hinabschaut, deutet mit leichten Strichen an, daß oben auf dem Friedhofe der Kapelle ein Bewohner des Thales unter Grabgesang zur ewigen Ruhe bestattet wird, und wirft dann ein elegisches Licht über das ganze Bild mit den Schlußworten „Hirtenknabe, Hirtenknabe, dir auch singt man dort einmal!“ In den Wanderliedern schildert er im siebenten („So hab' ich denn die Stadt verlassen“ ꝛc., siehe unten) seine Abreise, führt aus, daß ihm niemand das Geleit gebe, daß er keinerlei Zeichen eines bewegten Abschieds an sich trage — das Bild, das er von sich entwirft, ist fast nüchtern und reizlos, aber mit der letzten Zeile bekommt der schlichte Wandersmann plötzlich eine ganz andere Beleuchtung, in der er unser wärmstes Interesse gewinnt; auf den leichten Trost „Sie konnten 's halten nach Belieben“, quillt aus tiefstem Herzen die Klage hervor: „Von einer aber thut mir's weh!“ Ja, selbst wenn der Dichter von bitterem Schmerze bewegt ist, wie

in dem Nachrufe 5 (siehe unten), schlägt er kein anderes Verfahren ein. „Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt", hebt er an, und dann schildert er dieses Kind des Frühlings, diesen Raub des Herbstes. Es ist aber nichts Außergewöhnliches an ihm; solche Blätter fallen in jedem Herbste herab, und das in Rede stehende würde uns sehr gleichgültig lassen, wüßte der Dichter nicht einen besonderen Rembrandtschen Lichtstreifen darauf zu lenken: „Doch hat das Laub, das niederbebt, mir so viel Liebes überlebt!" schließt er, und dem Nachfühlenden ist es, als sehe er, wie dem tief Bekümmerten die Thränen über die Wangen rinnen. Auch seine Balladen und Romanzen tragen diesen bildartigen Charakter, nur bietet hier meist schon jeder einzelne Vers ein Bild, und aus den aneinandergereihten Bildern, d. h. Versen, ergiebt sich dann die Handlung (siehe unten „Der Wirtin Töchterlein"). Die Beleuchtung ist bei Uhland immer klar und bestimmt, ohne jedes zitternde Zwielicht oder gar mystische Halbdunkel, das bei den Romantikern so beliebt war, und diese Klarheit ist es denn auch vornehmlich, welche ihn von den Romantikern unterscheidet.

Die Befreiungskriege fanden den Dichter zwar nicht in den Reihen der Kämpfenden, wohl aber unter den

Patrioten, die unterdessen die Entwickelung eines freien deutschen Staatslebens anstrebten; bekanntlich zeigte es sich aber bald, daß alle Mühe vergebens war, und nun ließ Uhland furchtlos seine laute Stimme zornig erschallen. Wir können uns nicht versagen, unten die bekannte bitterernste Mahnung „Am 18. Oktober 1816" zum Abdruck zu bringen, weil sie ein glänzendes Zeugnis von Uhlands mannhafter, echt patriotischer Gesinnung ist. Sodann widmete er sich, da Deutschland in mehr denn dreißig kleine Staaten zerbröckelt worden war, den Interessen seines engeren Vaterlandes. Dort hatte der König Friedrich I. seinem Volke eine Verfassung gegeben, die demselben nichts weniger als annehmbar erschien; es entwickelte sich daher ein langer Verfassungskampf, in dem die Volkspartei ihr „altes gutes Recht" wieder zu erringen suchte. Uhland war einer der vornehmsten Streiter dieser Partei und wohl derjenige, der den höchsten Gesichtspunkt einnahm. „Die altwürttembergische Verfassung wird mit Recht darum gerühmt," sagt er, „daß sich in ihr das Vertragsverhältnis zwischen Regenten und Volk so klar ausgesprochen darlege. In ihr ist keine bourbonische Legitimität, sie ist ein Gesellschaftsverhältnis freier, vernünftiger Wesen, sie giebt dem Regenten den Standpunkt, von dem ihn die Aufklärung

der Zeit nicht verdrängen wird, sie giebt dem Volke die Stellung, in der auch ein über Menschenrecht aufgeklärtes Volk sich gefallen darf. Eben in diesem Reinmenschlichen unserer alten Verfassung löst sich das Rätsel, daß ein dreihundertjähriger Rechtszustand noch jetzt vollkommen zeitgemäß erscheinen kann, und gerade jetzt, wo das Gefühl der Freiheit und der Menschenwürde neu erwacht ist." Ganz besonders war er gegen eine Adelskammer. „Sollen wir dazu schweigen," fragt er entrüstet, „wenn man zwischen Adel und übrigem Volk ein Verhältnis herbeiführen will, das einen rein menschlichen Verband durch Mystizismus und Vorurteile beflecken würde?" Wie ernst es ihm mit seiner politischen Gesinnung und um den Verfassungskampf war, geht auch aus dem Umstande hervor, daß er es im Dezember 1817 ablehnte, sich um eine Professur für deutsche Litteratur in Tübingen zu bewerben, weil er sich unter den herrschenden Rechtsmißständen nicht würde haben entschließen können, dem Könige den Eid der Treue zu leisten.

In dieser Zeit tiefer Mißstimmung war es auch, in der er sich von der Lyrik ab- und dem Drama zuwandte. Bei seinen Lebzeiten wurden nur zwei dramatische Dichtungen von Bedeutung bekannt, das Trauerspiel „Ernst,

Herzog von Schwaben" (Heidelberg 1818) und das Schauspiel „Ludwig der Baier" (Berlin 1819), ersteres 1816, letzteres 1818 geschrieben, ferner die kleineren dramatischen Arbeiten „Der Bär" oder „Die Bärenritter", „Das Ständchen", „Die Entführung" („Schildeis"), „Normännischer Brauch" und das Fragment „Konradin". Nach des Dichters Tode hat uns Adalbert von Keller noch mit einundzwanzig weiteren dramatischen Plänen bekannt gemacht, von denen wir nur die Lustspielentwürfe „Karl der Große in Jerusalem" und „Die Weiber von Weinsberg" und die Trauerspielentwürfe „Siegfrieds Tod", „Chriemhildens Rache", „Francesca von Rimino" und „Bernardo del Carpio" nennen. Man sieht, daß der Dichter bei diesen Arbeiten auch den Blick über die Heimat hinaus, nach dem Oriente, nach Italien und Spanien richtete, dennoch erfährt das Urteil über seine Leistungen als Dramatiker dadurch keine Abänderung. Hier wie dort zeigt es sich, daß Uhland vor allem die Leidenschaft, das Pathos zu einem Dramatiker fehlt. Er vermag wohl durch einen geist- und gemütvollen Dialog und bei den vaterländischen Stücken durch eine warm-patriotische Gesinnung, besonders bei der Lektüre, zu gewinnen, nicht aber durch eine lebhafte Handlung zu packen und fortzureißen. Außerdem gelingt es

ihm auch niemals, sich zur vollen Selbständigkeit zu erheben; bald lehnt er sich an die Romantiker, bald an die Italiener und Spanier, besonders an Lope de Vega, an, auffallenderweise jedoch niemals an Shakespeare. Bereits im Jahre 1820 hat er denn auch alle Versuche, wirksame Dramen zu schaffen, aufgegeben. Der Verfassungskampf war mittlerweile zum Abschluß gekommen, und Uhland trat nun am 15. Januar 1820 als Abgeordneter für Tübingen in die Stände ein, um sodann viele Jahre hindurch mit aller Energie für die Rechte des Volkes zu wirken. In der nichtparlamentarischen Zeit widmete er sich fleißig sprachlichen und litterarhistorischen Studien, gab selbst aber nur „Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter", „Sagenforschungen, Band I: Der Mythus vom Thôr nach nordischen Quellen" und „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, mit Abhandlungen und Anmerkungen" heraus; nach seinem Tode erschienen dann noch acht Bände „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage", die sehr viel Wertvolles enthalten und ein beredtes Zeugnis davon ablegen, wie tief Uhland in den Geist der alten deutschen Dichtung eingedrungen war. Im Jahre 1830 wurde ihm die außerordentliche Professur der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität nochmals angetragen, und er

nahm sie nun an, verwaltete das Amt aber nur kurze Zeit, denn als er 1832 abermals zum Abgeordneten gewählt wurde, verweigerte ihm die Regierung den Urlaub zur Teilnahme an den Sitzungen der Ständeversammlung, worauf Uhland, dem die Pflichten für das Vaterland allen anderen vorgingen, seinen Abschied erbat, den er auch sofort erhielt. Das Jahr 1848 führte ihn in die deutsche Nationalversammlung nach Frankfurt, wo er am 6. Oktober, als über das Erbkaisertum beraten wurde, seine berühmte Rede zu gunsten eines Wahlkönigtums hielt, in der er viel Treffliches und Beherzigenswertes sagte, bei der er aber nur das eine vergaß, daß ein solcher Mann „von Fleisch und Bein", wie er ihn zum deutschen Könige wünschte, eine solche „kernhafte Gestalt mit leuchtenden Augen, thatkräftig im Guten und Schlimmen", selten oder nie durch eine Wahl gefunden werden kann. Nach dem jämmerlichen Ende des Frankfurter Parlamentes ging er noch mit dem Rumpfparlamente nach Stuttgart, von wo aus er dann 1850 wieder nach Tübingen zurückkehrte, um sich in stiller Zurückgezogenheit nur noch seinen wissenschaftlichen Studien zu widmen.

Nach einem freundlichen Alter verschied er hier am 13. November 1862. Tübingen betrauerte in ihm seinen

geachtetsten und berühmtesten Bürger, Württemberg einen seiner wackersten Kämpfer für Recht und Freiheit und die gesamte deutsche Nation einen ihrer edelsten Dichter. Als ein solcher wird er alle Zeit im Herzen des deutschen Volkes weiterleben, und daher begeht denn auch die gesamte Nation am 26. April dieses Jahres seinen hundertsten Geburtstag als einen nationalen Festtag und feiert ihn als einen der vornehmsten Heroen der deutschen Poesie und einen der edelsten Hüter und Förderer des nationalen Geistes.

Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal!

Wanderlieder 7.

So hab' ich nun die Stadt verlassen,
Wo ich gelebet lange Zeit!
Ich ziehe rüstig meiner Straßen,
Es giebt mir niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerrissen
(Es wär' auch schade für das Kleid),
Noch in die Wange mich gebissen
Vor übergroßem Herzeleid.

Auch keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weitergeh';
Sie konnten's halten nach Belieben,
Von einer aber thut mir's weh.

Nachruf 5.

Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt,
Der Sonne müd', des Regens satt;
Als dieses Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern lieb und treu.

O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
Mir so viel Liebes überlebt.

Der Wirtin Töchterlein.

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirtin da kehrten sie ein:
„Frau Wirtin, hat Sie gut Bier und Wein?
Wo hat Sie Ihr schönes Töchterlein?“
„Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Totenbahr'.“
Und als sie traten zur Kammer hinein,
Da lag sie in einem schwarzen Schrein.
Der erste, der schlug den Schleier zurück
Und schaute sie an mit traurigem Blick:
„Ach, lebtest du noch, du schöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieser Zeit.“
Der zweite deckte den Schleier zu
Und wandte sich ab und weinte dazu:
„Ach, daß du liegst auf der Totenbahr'!
Ich hab' dich geliebet so manches Jahr.“
Der dritte hub ihn wieder sogleich
Und küßte sie an den Mund so bleich:
„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut'
Und werde dich lieben in Ewigkeit.“

Am 18. Oktober 1816.

Wenn heut' ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,

Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Nein, himmelskräftig, donnergleich:

„Man sprach einmal von Festgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer;
Doch, was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müssen Geister niedersteigen,
Von heil'gem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt.

„Ihr Fürsten seid zuerst befraget:
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker löſten,
Wenn ihre Treue sie erprobt,
So ist's an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt.

„Ihr Völker, die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.

„Ihr Weisen, muß man euch berichten,
Die ihr doch alles wissen wollt,

Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihr, daß in den heißen Gluten
Die Zeit, ein Phönix, sich erneut,
Nur um die Eier auszubruten,
Die ihr geschäftig unterstreut?

„Ihr Fürstenrät' und Hofmarschälle,
Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute nichts gewußt,
Vernehmt! an diesem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht.
Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht.

„Was ich gesollt, hab' ich gesungen,
Und wieder schwing' ich mich empor;
Was meinem Blick sich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem sel'gen Chor:
„„Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts;
Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz.““

Siegfrieds Schwert.

Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
Ging von des Vaters Burg herab.
Wollt' rasten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet ihm manch' Ritter wert
Mit festem Schild und breitem Schwert.
Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.
Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.
Da sah er Eisen und Stahl genug,
Ein lustig Feuer Flammen schlug.
„O Meister, liebster Meister mein,
Laß du mich deinen Gesellen sein!
Und lehr' du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!“
Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt',
Er schlug den Amboß in den Grund.
Er schlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücke sprang.
Und von der letzten Eisenstang'
Macht' er ein Schwert, so breit und lang.
„Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andre Ritter wert.
Nun schlag' ich wie ein andrer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld.“



Vorstehende Biographie ist entnommen aus

Ludwig Salomons Geschichte der Deutschen Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts.

Zweite Auflage.

42 Bogen Lex.-Oktav mit 30 großen Dichterporträts.

Broschiert M. 10.—

In Orig.-Prachtband gebunden M. 12.—

Oder in 20 Lieferungen à 50 Pf. successive zu beziehen.

Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

Dieses Werk ist einzig in seiner Art; es ist die erste moderne Litteraturgeschichte, welche auf dem Hintergrunde der großen klassischen Litteraturperiode die geistige Bewegung des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert bis herauf in unsere Tage zeichnet. Der Verfasser entrollt ein glänzendes, farbenschillerndes Bild; er malt mit dem Pinsel des Kulturhistorikers, der alle zeitbewegenden, den schaffenden Geistern Ziel und Richtung gebenden Ereignisse in den Rahmen seiner Darstellung spannt und mit Meisterhand zu einem harmonischen Ganzen gestaltet. Aber wie der Künstler, so setzt auch der Gelehrte und Forscher seine volle Kraft ein, um zugleich ein Werk zu schaffen, das nicht nur Anregung und ästhetischen Genuß, sondern auch Belehrung, Wissensbereicherung und Förderung im einzelnen bietet.

So gewährt dieses Buch einen orientierenden Blick in die große Werkstatt des modernen deutschen Schrifttums, in die geistigen Arsenale des neuen Reiches.

Mit Goethe und Schiller beginnend und bis zum heutigen Tage herauf keine der irgendwie bekannteren Persönlichkeiten unserer Litteratur außer acht lassend, geht der Verfasser liebevoll in die Tendenzen jedes einzelnen bedeutenderen Dichters und Denkers ein, erklärt sein Streben, charakterisiert seine Schöpfungen und giebt Proben davon, betrachtet sie von durchaus unparteiischem Standpunkte kritisch und geschichtlich und ordnet sie in ein großes Ganzes, in eine bestimmte Gruppe ein. Nie läßt er den Zusammenhang des Einzelnen mit den allgemeinen Strömungen des Zeitgeistes außer acht, und darum spiegelt sich in dieser Litteraturgeschichte eigentlich die ganze Geschichte des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. Die Darstellung ist klar, anschaulich, lebendig, frisch und von edler Popularität. So hat sich dieses Werk, von der fachmännischen Kritik freudig begrüßt und rückhaltslos anerkannt, in wenigen Jahren bei dem deutschen Volke eingebürgert, und es mußte bereits jetzt (1887) eine zweite Auflage veranstaltet werden.

Selbstverständlich ist das Werk für die neue Auflage nicht nur bis auf die neuesten Erscheinungen der Gegenwart fortgeführt, sondern auch vollständig neu durchgesehen worden. Alle Forschungen, welche seit 1881 publiziert wurden, wie z. B. über Kleist, Grillparzer, Chamisso, Heine, Freiligrath, Laube &c., hat der Verfasser sorgfältig benützt.

Einige Stimmen der Presse über Ludwig Salomons Geschichte der deutschen Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts.

Deutsche Rundschau: Das Werk verdient weiten Kreisen empfohlen zu werden.

Westermanns Monatshefte: Eine außerordentlich fleißige Arbeit und in den hervorragenderen Abschnitten ungemein eingehend und mit liebevoller Sorgfalt behandelt...

Es ist selten, daß ein solches Werk ohne Vorurteil und persönliche Einseitigkeit auftritt, aber dies ist hier wirklich der Fall; dem Verfasser war es nur um den ethischen Zweck der geistigen Produktion zu thun.

Nord und Süd: Man darf das Werk als ein wirklich im besten Sinne zeitgemäßes bezeichnen.

Deutsches Litteraturblatt: Die Darstellung ist gewandt und fließend, von anmutiger Natürlichkeit im Ausdruck, treffend und glücklich in der Charakteristik, warm, interessant gruppiert.

Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes: Wir wünschen dem schönen Werke von Herzen guten Erfolg.

Litterarischer Merkur: Überall wird man durch die Eleganz und Klarheit der Darstellung gefesselt.

Über Land und Meer: Wir begrüßen das Werk als eine hervorragende Darstellung der Entwickelung unserer neuesten Litteratur und empfehlen diese Herzens- und Geistesgeschichte des deutschen Volkes den weitesten Kreisen.

Die Gartenlaube: Das Buch verdient als ein schätzenswertes Handbuch die Beachtung aller Gebildeten.

Zeitung für das höhere Unterrichtswesen Deutschlands: . . Aber natürlich nicht etwa nur den Schülern und den Schülerinnen unserer höheren Lehranstalten sei dieses schön illustrierte Werk empfohlen, nein, in keiner gebildeten Familie sollte es fehlen.

Bayerische Lehrerzeitung: Ein ebenso geistvoll als mit genauester Sachkenntnis und warmer Hingabe an seinen Gegenstand geschriebenes Werk, das jede Familie geistig zu bereichern vermag.

Allgemeine Zeitschrift für Lehrerinnen: Das Buch wird in den Bibliotheken aller Lehrenden eine Lücke ausfüllen.

Der Bazar: In einer Zeit, die Litteraturgeschichten zu Tage fördert, wie ein warmer Sommerregen die Pilze, thut es not, dann und wann an Werke zu erinnern,

die dem nach tieferer Einsicht in das Geistesleben unseres Volkes trachtenden Publikum wirklich einen vollen, klaren Blick ermöglichen, und deren Autoren als ernste, parteilose, mit ihrem Gegenstande tief vertraute Führer dem Suchenden auf allen Kreuz- und Irrwegen des deutschen Dichterwaldes die feste, starke Hand bieten. Ein solches, auf umfassenden Studien beruhendes, den ungeheuren Stoff nach trefflich gewählten Gesichtspunkten betrachtendes und gliederndes, von patriotischem Sinne durchwehtes und im besten Sinne anregendes Werk ist Salomons Deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts. Überall gestaltet sich die Darstellung der litterarischen Produktion unseres Volkes zu anziehenden, gestaltenreichen, aber klar übersichtlichen Zeitbildern; überall erscheinen die Dichter und Schriftsteller als das, was sie uns in Wahrheit sind, „die vornehmsten Erwecker und Pfleger des nationalen Gedankens" ... In Summa: ein gutes, auch den deutschen Frauen warm zu empfehlendes Buch!

Kölnische Zeitung: Der Beifall eines großen Leserkreises wird dem Werk nicht fehlen.

Berliner Volkszeitung: Ludwig Salomon hat nicht nur die neueste, sondern auch die vollständigste und beste Litteraturgeschichte unseres Jahrhunderts geschaffen.

Hamburger Nachrichten: Strenger sittlicher Ernst, Pietät vor dem Erkannten und Bewährten, parteilose Wissenschaftlichkeit, bescheidene Selbstlosigkeit, gepaart mit einer feinen Kunst der Darstellung. — Später nach Abschluß des Werkes: Der Einblick in die Schlußlieferungen und der Rückblick auf die früheren stärkt die Sympathieen für das ganze Werk, das aus gründlichen Studien hervorgegangen ist, eine gewissenhafte und unparteiische Kritik übt und sehr klar und gewählt geschrieben ist. . . Da der Verfasser mit eigenem freien Auge zusah und aus eigenem

Geiste schuf, unterscheidet sich seine Arbeit wesentlich von ähnlichen, denselben Zweck verfolgenden neueren Werken, aber man darf nicht sagen, daß seine Ansichten aus eigenwilliger, selbstbewußter Individualität hervorgehen, sondern sie sind Produkt einer ruhigen, auf guten Studien und gerechter Kritik beruhenden Objektivität. Diese letztere kommt zur schönsten Blüte in den Beurteilungen der deutschen Litteratur der jüngsten Periode; Gutzkow, Freytag, Raabe, Spielhagen und alle die anderen hervorragenden Männer innerhalb der geistigen und litterarischen Bestrebungen der Gegenwart behandelt das Werk mit wohlwollender Freiheit und Klarheit und ohne die Verbindlichkeiten, welche die litterarische Kameraderie den Kritikern nur zu häufig auferlegt. . . . Die Litteraturgeschichte erreicht somit vollkommen ihr Ziel der Aufklärung gebildeter Kreise über die Anstrengungen unserer Nation auf dem Gebiete des geistigen Lebens der Gegenwart.

Schwäbischer Merkur: Treffende Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks, ein unparteiisches, gedankenreiches, äußerst angenehm lesbares Werk.

Alma mater in Wien: Uns Deutsch-Österreicher berührt in diesem Werke besonders angenehm die Thatsache, daß unsere großen heimatlichen Dichter, die in deutschen Büchern oft vernachlässigt werden, ihre gerechte Anerkennung finden.

Berner Bund: Möchten alle, die Anteil an dem geistigen Leben der Nation nehmen, das schöne, warm-patriotische Buch sich zu eigen machen!

Über die zweite Auflage urteilten bis jetzt:

Das **Deutsche Litteraturblatt:** Es existiert kein zweites Werk, aus welchem man sich selbst noch über die neuesten

Erscheinungen unserer Litteratur so zu orientieren vermöchte, wie aus Salomons vorliegender Arbeit, an welcher vor allem der große Fleiß und die umfassende Belesenheit anzuerkennen ist. Die Litteratur des neuen Deutschen Reiches wird hier zum erstenmal in einer bis Ende 1886 fortlaufenden Übersicht besprochen, einschließlich Ada Christen und Carmen Sylva, Blumenthal, Lubliner, Richard Voß und Alfred Friedmann, L'Arronge und Schönthan und sogar der Herren Kretzer und Bleibtreu, jüngst-deutscher Schule. (Nach einer ausführlichen, höchst anerkennenden Besprechung der einzelnen Abschnitte:) Dies alles sind Vorzüge, welche dem Buche wenige Jahre nach dem ersten Erscheinen den zweiten Gang in die Oeffentlichkeit verschafft haben, wozu wir ihm Glück und Empfehlung mitgeben. Es ist in der That ein schönes, anziehendes und fruchtbringendes Buch, das man mit Genuß und Beifall liest.

Dr. Rud. Pfleiderer-Ulm.

Die **Illustrierte Zeitung**: Ludwig Salomons „Geschichte der deutschen Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts", deren erster Auflage die Kritik bereits strengen sittlichen Ernst, Pietät vor dem Erkannten und Bewährten, parteilose Wissenschaftlichkeit und bescheidene Selbstlosigkeit, gepaart mit einer feinen Kunst der Darstellung, nachrühmen konnte, liegt jetzt in zweiter, bedeutend erweiterter Auflage vor und erweist sich nun als ein Musterwerk historischer Darstellung. Von der Grundanschauung ausgehend, daß die Geschichte der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts auch zugleich die Herzens- und Geistesgeschichte des deutschen Volkes ist, hat der Verfasser in geistreicher Weise und nach tiefer Einsicht in das Geistesleben unseres Volkes die Hauptströmungen in den verschiedenen Entwickelungsperioden dargelegt, und so ein hochinteressantes Bild von den so mannigfachen Bestre-

bungen der deutschen Dichter unseres Jahrhunderts entworfen. In der neuen Auflage hat die Zeit von 1870 bis auf die Gegenwart, also die Periode des neuen deutschen Reiches, eine umfassende Darstellung erfahren; in der ersten Auflage war dieselbe nur leicht skizziert. Der Verfasser geht hier von dem Gedanken aus, daß sich in dieser jüngsten Epoche besonders drei Richtungen geltend gemacht haben, eine volkstümliche, eine soziale und eine religiöse, und entwickelt nun in fesselnder Weise, aus welchen Ursachen sich diese Richtungen gebildet haben und welche poetischen Schöpfungen aus diesen Stimmungen hervorgegangen sind. Überrascht wird dabei jeder Leser zugleich von der großen Menge von Dichtern sein, die seit 1870 aufgetreten sind. Wir nennen nur Baumbach, Wolff, Wildenbruch, Kruse, Dahn, Taylor, Eckstein, Ebers, K. M. Meyer, Dranmor, Grisebach, Ada Christen, Carmen Sylva, Wilbrandt, Lindau, Lubliner, Blumenthal, L'Arronge, Anzengruber, Ganghofer, Hopfen, Franzos, Heiberg u. s. w., die alle vorzüglich charakterisiert sind. Die Verlagshandlung hat das Werk elegant ausgestattet und die Zahl der Porträts auf 30 vermehrt.

Die **National-Zeitung:** Das Buch bedeutet einen Fortschritt in unserer Litteraturgeschichtschreibung und steht an der Schwelle einer neuen Epoche. Die Wärme, mit der es geschrieben ist, die elegante Darstellung, die vornehme Auffassung geben ihm berechtigten Anspruch, ein deutsches Hausbuch zu werden.

Die **Braunschweigischen Anzeigen:** Salomons Litteraturgeschichte hat vor der Gottschalls den Vorzug der größeren Kürze, der größeren Zuverlässigkeit in den Angaben des Thatsächlichen; auch bietet sie mit Urteil und Geschmack ausgewählte Proben aus den Dichterwerken und 30 meist wohlgelungene Porträts besonders namhafter Schriftsteller. Mit dem Gottschallschen Werke gemein hat sie

die jeder Borniertheit abholde umsichtige und infolge davon den Dichtern gerecht werdende Betrachtungsweise. Das Urteil ist meistens durchaus zutreffend, die Helden der Mode werden nur sehr bedingt gelobt. . . . . Vergleichen wir die zweite Auflage mit der ersten, so müssen wir rühmend anerkennen, daß Salomon in der Erweiterung und Berichtigung der ursprünglichen Fassung die gediegenste Sorgfalt angewendet hat. Namentlich hat der Abschnitt „Im neuen Reich" eine vollständige Umarbeitung erfahren. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Salomon der erste ist, der es gewagt hat, diese allerneueste Litteratur im Zusammenhange zu behandeln . . . Alles in Allem: Salomons Litteraturgeschichte ist ein treffliches Werk, dessen Anschaffung wir jedem Freunde deutscher Dichtung nur empfehlen können.

Das **Deutsche Tageblatt** empfahl das Buch vor Weihnachten nach einer längeren Besprechung „als eine höchst dankenswerte und willkommene, vielleicht in ihrer Art als populäres Werk einzig dastehende Festgabe für alle Freunde und Freundinnen unserer Litteratur".

Die **Berliner Presse:** . . . Mit wahrem Riesenfleiße hat Dr. Ludwig Salomon ein Jahrzehnt hindurch unsre zeitgenössische Litteratur durchforscht und das Ergebnis dieser Bemühungen mit klarem, durch keine Voreingenommenheit getrübtem Urteil gesichtet, in einem beinahe 700 Großoktav-Seiten umfassenden, im Verlage von Levy und Müller in Stuttgart erschienenen Werke niedergelegt. Es bedarf zum Beweise der Behauptung, daß **Salomons „Geschichte der deutschen Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts"** ein Werk ist, das den an ein solches Buch zu stellenden Anforderungen im höchsten Maße entspricht, nur der Konstatierung der Thatsache, daß es jetzt, noch nicht sechs Jahre nach seinem ersten Erscheinen, bereits in zweiter Auflage vorliegt, also einen für eine Litteraturgeschichte

außerordentlichen Erfolg erzielt hat. Diesen Erfolg hat es auch redlich verdient. Es ist das Werk eines geschmackvollen Gelehrten, der nicht nur den enormen Stoff vollkommen beherrscht, sondern auch in lichtvoller und anregender Weise zu schreiben versteht. Das Werk beginnt mit einer knapp gehaltenen „Einführung“, welche die Heroen unserer Litteratur, Schiller und Goethe, skizziert, um sich sodann in eingehendster Weise über alle nach ihnen Gekommenen bis auf die Neuesten der Neuen zu verbreiten — enthält das Buch doch sogar schon eine Würdigung von Wildenbruchs „Neuem Gebot“. Und wohlverstanden, diese Anführungen über die Neuen sind nicht etwa bloß Namen- und Buchtitel-Angaben, sondern enthalten treffsichere, auf eigener Lektüre basierende Urteile. Von besonderem Wert erscheint es uns, daß zur Begründung dieser Urteile umfangreiche Stichproben aus den Werken der hervorragenderen Geister mitgeteilt sind. Die 30 beigegebenen, gut ausgeführten Holzschnittporträts verleihen dem durch klaren Druck und gutes Papier ausgezeichneten Buche einen besonderen Schmuck. — Wir können somit denjenigen unserer Leser, welche sich für das Werden und Wachsen der Litteratur unseres Jahrhunderts bis in die jüngst verflossene Zeit hinein interessieren, die Anschaffung gerade dieser Geschichte unseres zeitgenössischen Schrifttums, welche auch eine kurzgefaßte Uebersicht des Emporblühens der wissenschaftlichen Litteratur wie unseres Zeitschriften- und Zeitungswesens enthält, auf das wärmste empfehlen.